



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 23.

Wiesbaden, den 5. März 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Väter und Söhne“, von Hans Heinrich Ehrler. — „Ein rheinischer Poet“, von Dr. Hans Landberg. — „Grislegraps“, Erzählung von S. von Adelung. — „Paul Ernst“, von Karl Heine. — „Der Birtudreiter“, von Karl Reurath, Mainz. — „Wilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

Zum Geleite:

Die beste Belohnung der Eltern für so manche Unruhe, Sorge und Kummer, die mit der Erziehung der Kinder verbunden sind, ist die Gewissheit, sie glücklich zu sehen — denn nur durch diese können sie selbst es sein, für die täglich immer mehr das Interesse an dem Leben schwundet und seine Farben verblasen.
R. J. vom Stein.

Väter und Söhne.

Von Hans Heinrich Ehrler.

In einer Wirtschaft trank ein Urlauber seinen Frühschoppen. Nicht gar lauten, angenehmen Wesens erzählt er einem aufmerksamen Bürger vom Krieg in Frankreich und Rußland.

Solch ein häufiger Vorgang fällt eigentlich nimmer auf, auch nicht, was dabei an Geredetem zutage kommt. Aber neben dem blondbärtigen Landwehrmann stand ein etwa neunjähriger Knabe und horchte mit zu. Dies war dem unbeteiligten Gaste am nächsten Tisch ein fesselndes Schauspiel und eine ernste Offenbarung.

Das schwächliche, gleichfalls blonde Büblein in grauem, gestricktem Wollanzug hatte sich seitlich ganz hingeschmiegt an den Erzähler, in einer Gebärde, die sagte: Das ist mein Vater, hier bin ich geborgen, hier ist mein Recht!

Das schulblasse Gesicht schaute zum Fenster hinaus ins Sonnenlicht. So sah man, wie die Erzählung darauf hinging — gleichsam auf der Haut hin — und wie ihre ohne Aufwand vorgebrachten Begebnisse auf der feinen Schreibfläche zu bedeutungsvollen, stolzen, frisch ereigneten Abenteuern wurden, von dem kleinen Hordher bebed mit-erlebt und mitverrichtet. Herrlich sagten die glänzenden, blauen Augen: Ja, das ist mein Vater, ich werde sein wie er!

Die Hände lagen auf den Knien des Soldaten und streichelten versonnen spielend darauf hin und her. Doch sie sagten etwas traurig: Morgen muß er wieder fort, nur noch heute haben wir ihn.

Der Feldgrauke achtete scheinbar nicht des stillen Anhangs und tat im Lauf des Gesprächs, gleich allen Urlaubern, auch einiges Grämliche und Verdrossene aus dem Schützengraben von der Leber.

Da geschah Urges. Das Wunder auf dem Gesicht nebenan erwischte, die Hände hielten inne und die Augen richteten sich borrendes vom Fenster nach dem Mund des Vaters. Der spürte jetzt wohl, was er getroffen hatte,

rißte den Sohn in seinem Arm näher zu sich her, nahm einen Schluck und legte die Rede in höhere Lagen zurück. Es dauerte indes eine Weile, bis der Anschluß wieder sicher hergestellt war.

*

Der Zuschauer sah plötzlich in dem einen in jedes Erlebnis, das eben alle Väter an ihren aufwachsenden Söhnen und alle diese Söhne an ihren Vätern durchmachen.

Was draußen geschäfft wird, begibt sich noch einmal daheim in den bewegten jungen Spiegeln. Ein Geschlecht, das noch nicht mittun kann, steht hinter dem tätigen und trägt dessen Taten in der Welle seines Blutes fort in die Zukunft.

Millionen Knaben hinter Millionen Männern . . .

Was ist das für ein Geschenk, jetzt einen Bubens sein eigen nennen zu können!

Die wohl bald den Sieg dieses Krieges in ihren Händen heimtragen werden, kommen zu ihren verjüngten Ebenbildern, finden einen lebendigen Körper und eine lebendige Seele, die an sich erfahren dürfen, was aus der blutigen Arbeit für ein blühendes Werk erwächst.

Es ist vielleicht leis tragisch, die Vollbringer der großen Dinge haben damit alle schon irgendwie das Höchste ihres Lebens vollbracht, sie steigen aus dem Krieg herab, nennen sich Veteranen, Altgewordene, schon der Geschichte Gehörige.

Aber in den Jungen bleiben sie gegenwärtig, immer grün, immer stark und immer hell.

Ja, tiefer gesehen, ist das ganze ungeheure Drama nur ein Vorspiel dafür, was die Erben aus seinen Erlebnissen machen.

Die Mühsal, das Mögliche, das Grauenvolle fällt denen ab. Der Knaben erschraf, als der Vater davon redete. Er will nur den Helden haben in diesem Namen und Bild.

Welch eine Prüfung wird es, wenn ein Blick des Gewissens, jetzt das Auge eines Suben auf sich gerichtet zu fühlen! Keiner, der sich das vorstellt, kann angesichts des Feindes versagen. Denn damit stirbt und verdürbt er im Reiz seines Daseins und tötete das Herz seiner Hoffnung.

Man denke sich das Unmögliche, unser Heer käme geschlagen heim; man denke sich dann weiter das Wiedersehen zwischen dem Landwehrmann und dem Sohn, zwischen allen Vätern und allen Söhnen. Wäre es nicht ein Gericht?

Doch nein, die Gesichter der deutschen Knaben werden strahlen am Tag des Rückmarsches; und der Stolz wird ein neues deutsches Geschlecht aufziehen, das des siegreichen würdig sein will.



Ein rheinischer Poet.

Zum 100. Geburtstag Wolfgang Müllers von Königswinter.

Von Dr. Hans Landsberg.

Aus dem reichen lyrischen Schatze Wolfgang Müllers, dessen Düsseldorfer Gymnasialzeit den werdenden Dichter in einen Kreis von Malern und Poeten führte, die sich um Immermann und Freiligrath, um Andreas Achenbach und Alfred Rethel versammelten, ragt ein Lied hervor, das noch heute gern gesungen wird: „Mein Herz ist am Rheine im heimischen Land! / Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand.“ Dieses Lied wurde zuerst in einem Bande „Junge Lieder“ veröffentlicht, die der rheinische Poet, der nach Absolvierung seines medizinischen Staatsexamens in seinem geliebten Düsseldorf wieder als Mediziner, als junger Vaterlandsverteidiger zu Beginn der vierziger Jahre herausgab. Der Band Gedichte, dem sich alsbald auch Balladen und Romane anschlossen, war Uhland gewidmet, und wenn es jetzt bei der Durchsicht der später gesammelten erschienenen „Gedichte“ Wolfgang Müllers zuerst den Anschein hat, als hätte ein anderer Rheinländer, der Düsseldorfer Heine, Pate gestanden, so spürt man, wie sich allmählich das geruhige lebenssichere Deutschthum eines Uhland mehr und mehr hervorragt.

Wolfgang Müller, der sich den Beinamen „von Königswinter“ nach seiner reizenden Geburtsstadt im Siebenbürgischen gegeben hat, ist der Sohn eines rheinischen Arztes, der den zwölfjährigen Jungen im Ausgang der zwanziger Jahre auf das Düsseldorfer Gymnasium schickte, woselbst sich fichte, der Sohn des Philosophen, seiner besonders annahm. Im Verkehr mit Malern und Poeten, deren Begabungen ein anderer väterlicher Erzieher Müllers, der Malerpoet Robert Reinick, in sich vereinigte, wird Wolfgang Müller in das Studium der schönen Künste eingeführt. Und ein paar Jahre hernach, als Bonner Student der Medizin gerät er im Hause von Gottfried und Johanna Kinkel in ein ähnlich günstiges Milieu, das dann in Berlin von dem Literaturkreise Bettinas von Arnim, von Eichendorff und Franz Kugler abgelöst wurde. Nach Vollendung seiner Studien und nach einem kurzen Pariser Ausflug läßt sich Wolfgang Müller in Düsseldorf als Arzt nieder, und wird Deputierter der Stadt im Frankfurter Vorparlament und in der Nationalversammlung. Zu Beginn der fünfziger Jahre übersiedelte Müller nach Köln, wo er nach Aufgabe seiner Prozis sein ritterburgartiges Wohnhaus zum Mittelpunkt einer größeren geistigen Gemeinschaft von Künstlern und Literaten gemacht hat und für das literarische Leben der Rheinlande von erheblichem Einfluß war.

Seine poetischen Leistungen, in deren Mittelpunkt die „Erzählungen eines rheinischen Chronisten“ stehen, ein in den sechziger und siebziger Jahren viel gelesenes Buch, dem sich das erst jüngst wieder veröffentlichte „Haus der Brentano“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) zwanglos anreicht, gipfeln in kulturhistorischen Romanen, die ein anderer, fast gleichaltriger Müller, der Hesse Otto Müller, mit seinen Theaterromanen in Mode

gebracht hatte. Wenn Wolfgang Müller ein wenig breit und ausführlich, aber unter deutlicher Wahrnehmung und Ausnutzung des historischen Materials Karl Immermann und seinen Kreis oder Friedrich Heinrich Jacobi in seinem Pempelforter Elysium zur Zeit des jungen Goethe schilderte oder ein Liebeserlebnis des jungen Beethoven zum Besten gab, so durfte er für seine Schilderungen vielfach persönliche Erinnerungen benutzen, ja, er kannte einen großen Teil der Dargestellten, etwa Immermann, Grabbe und Felix Mendelssohn noch aus eigenem Verkehr. So bieten diese kulturhistorischen Bilder, die ja jetzt wieder stark in Mode gekommen sind, auch ein reiches literaturhistorisches Interesse. Die deutsche Lesewelt ist auch Müllers weiteren Künstlergeschichten, die er unter dem Titel „Zum stillen Vergnügen“ veröffentlichte, treu geblieben, und seine anspruchslose Muse errang sich auf dem Theater Erfolge, vor allem mit dem für Friederike Gohmann verfaßten, ehemals viel gegebenen Lustspiel „Sie hat ihr Herz entdeckt“, das in der Rolle der Hedwig einen brillanten Part für die Naiven hergab.

Am 29. Juni 1873 ist Wolfgang Müller in Bad Neuenahr gestorben. Sein Andenken lebt fort in der Literaturgeschichte, die freilich bald genug sich von der gemüthvollen Schlichtheit seiner Kunst abgewendet hat.



Grislegraps.

Eine Kindergeschichte für Erwachsene von S. v. Adeling.

„Ich glaube wirklich, das Kind hat Heimweh nach seiner Puppe“, sagte die Gräfin in jenem kalten, überlegenen Tone, welchen sie stets gebrauchte, wenn von der kleinen Marie Eigentümlichkeiten die Rede war. „Es ist unglaublich, Alfred — lächerlich. Hier, wo sich der Kleine alles bietet, was eine Kinderseele, eine Kinderphantasie nur wünschen kann — Sehnsucht nach der Mademoiselle kann es nicht sein, aber es ist etwas, was das Kind drückt und beschäftigt. Es ist nicht, wie sonst. Und gestern abend, als es sich in seinem Bettchen unruhig hin und her warf, und ich zu ihm trat, hörte ich ganz deutlich, wie es im Schlafe sagte: „Meine Rosalinde, meine liebe, liebe Rosalinde.“ Ich bin recht froh, daß die Puppe zu Hause geblieben ist. Alfred, Marie fängt an, zu groß für solchen Unsinn zu werden. Es ist lächerlich — einfach lächerlich, und ich wollte, ich wüßte, wie ich es ihr ausreden könnte.“

Und die Gräfin zog das enganschließende Mantelet von stahlgrauem, glänzendem Plüsch noch fester an, und warf einen mißbilligenden Blick auf ihr Töchterchen, das in einiger Entfernung vor den Eltern herging.

Der Vater schwieg und zuckte die Achseln.

„Sie ist doch noch sehr jung, Adelheid“, sagte er dann, sich nach allen Seiten umsehend, wie um einen Entschuldigungsgrund für das Benehmen der Kleinen zu suchen. „Sie ist sehr jung und sie hat viel Herz. Wenn sie größer wird — mit dem Alter kommt die Vernunft — und mir ist sie eben recht, wie sie ist.“

„Aber wir sollen schon in jungen Jahren lernen, uns zu mäßigen und unseren Gefühlen Zwang anzulegen, Alfred!“ sagte die Gräfin, und ihm war, als wehe es von ihren Worten kühl zu ihm herüber, von ihren Worten, von ihrem regelmäßigen Gesicht, von ihrer ganzen, tadellosen in stahlgrauen Plüsch und Seide gekleideten Person.

„Jawohl“, sagte er hastig, „du hast vollkommen recht, Adelheid . . . und doch — die Kleine ist mir eben recht, wie sie ist.“

„Das soll sie uns aber nicht sein, Alfred. Uns fällt die Aufgabe zu, das Kind zu erziehen, seine Empfindungen und Gefühle zu bewachen, zu leiten, und es vor jeder Uebertreibung, vor jeder Ueberschwänglichkeit zu schützen. Nichts ist mir so verhaßt wie Ueberschwänglichkeit. Man kann junge Leute nicht genug vor einer jeden Aeußerung derselben zurückhalten. Schon bei Kindern muß das Prinzip geltend gemacht werden, sich in seinen Gefühlen beherrschen zu können.“

Er konnte nichts erwidern, denn in demselben Augenblicke zwang ihn ein heftiges Niesen, sein Taschentuch hervorzuholen und sich gewaltsam zu schnäuzen.

Während dessen ging der Gegenstand des Gespräches immer weiter vor den Eltern her. Marie wußte, daß ein Ruf der Mutter sie sofort erreichen konnte, und schritt darum geradeaus, ihren Gedanken nachhängend. Und derer hatte sie viele, gar viele — mehr als nötig, denn sie wußte selbst oft kaum, was damit anfangen.

Die Vorübergehenden schauten manches Mal lächelnd auf das Kind und sagten: „Das ist ein herziges Mädel!“ womit sie die blonden, langen, gewellten Haare, die dunkelblauen Augen und das frische, rosige Gesicht der Kleinen meinten. Auch hätte Marie für ein zwölfjähriges Mädchen gehalten werden können, so groß und kräftig war sie, während sie doch in Wirklichkeit kaum zehn zählte.

Die Gräfin hatte Recht: Hier, in dem großen Weltbad, mit seinem Lärm und bunten Treiben, führte Marie das herrlichste Leben in der Welt. Direkt aus der Schulstube, wo sie vom Morgen bis Abend mit Mademoiselle langweilige französische Vokabeln lernen und ihre Geographie und Geschichte auftragen mußte — in die goldene Freiheit hinein; von dem regelmäßigen Einerlei des Landlebens plötzlich inmitten des Trubels einer europäischen Badestadt versetzt zu werden — es war wirklich beneidenswert. Morgens klang schon Musik bis zur Villa hinauf, wo die gräfliche Familie sich eingemietet hatte, mittags wieder und abends noch einmal. Annette, die Jungfer, sorgte aufs Beste für die körperliche Pflege des Kindes, und die Mahlzeiten durfte Marie alle mit den Eltern auf der Veranda einnehmen, von wo aus man den ganzen Badeort mit seinen reizenden Villen und Parkanlagen überschauen konnte. Das Schönste aber mußte doch für das Kind sein, wenn Mama morgens ihren Brunnen trank, und man bei den Klängen der Musik in der langen Wandelbahn auf und nieder ging, auf und nieder, und immer wieder auf und nieder, und hunderte von gepuhten, lachenden, schwatzenden Menschen an sich vorüberziehen ließ.

Die Gräfin selber hatte keine Freude an dem bunten Treiben; sie war eine viel zu ernste, planmäßig geordnete Natur, um an solchem müßigen Schauspiel Vergnügen zu finden. Den Grafen jedoch unterhielt es sehr, und beide meinten, die Kleine müsse von der Pracht, der Neuheit und dem bunten Treiben des ihr fremden Lebens ganz entzückt sein.

„Ein wenig Abwechslung wird ihr gut tun“, sagte die Gräfin zu Mademoiselle, als der Arzt ihr die Kur vorgeschrieben. „Sie wird mir zu einseitig, zu kindisch, zu ländlich; sie spielt in ihren Freistunden zu viel mit ihrer Puppe.“

Und Mademoiselle, welche schon längst gerne auf ein paar Wochen zu ihren Eltern gereist wäre, hatte sich beeilt: „mais certainement, Madame la Comtesse“ zu sagen.

So war Marie mitgenommen und Rosalinde daheim gelassen worden; obgleich sie Marie am Abend vorher reisefertig gemacht und in Hut und Mäntelchen ins Bett gelegt hatte.

Im letzten Augenblick war ein solches Durcheinander gewesen — die Diensthofen rannten mit dem Gepäc ein und aus, die Gräfin rief nach ihrem Kinde — Marie vergaß in ihrer Eile die Puppe.

Das war der Gräfin eben recht — so war ihr das Verbot erspart geblieben, das sie auf den letzten Augenblick verschoben hatte.

Rosalinde blieb in Hut und Mäntelchen droben im Puppenbette liegen, während ihre kleine Mama in die weite Welt hinaus fuhr und in bitterer Selbstanklage viele stille, heimliche Tränen vergoß. Sie suchte sie vor der Mutter zu verbergen, aber sie hätte deren Fragen nicht zu scheuen gebraucht: die Gräfin sah die Tränen nur zu gut, wußte ihren Grund und freute sich im Stillen, daß auf diese Weise das kindische Treiben ihrer Kleinen allmählig von selber vergehen würde. Aber die Kleine war lange untröstlich. Als der Vater unterwegs ihr Leid bemerkte, hatte sie ihm, leise schluchzend, die Ursache ihres Kummers erzählt. Da hatte er sie lachend geküßt und gesagt: „Marie-

chen, du bist mein Liebling, weißt du das? Ich kaufe dir in Ems eine neue Puppe.“ Aber sie hatte nur den Kopf geschüttelt und still weiter geweint. Sie fühlte, das würde die Mutter nicht wollen, und zudem konnte ihr keine Puppe, auch die schönste der Welt, ihre liebe, vergessene, verlassene Rosalinde ersetzen. In dem ersten Tage freilich war sie an dem neuen Ort von dessen Zauber gefangen genommen; stannend betrachtete sie die glänzenden Schaufenster mit ihrer verlockenden Pracht, hörte sie die berausenden Klänge der Musik und das Geseum der vielen hundert Menschenstimmen. Es belustigte sie, daß sie auch ein kleines, eigenes Glas bekam, da sie sich am Kränchenbrunnen füllen ließ und langsam, schluckweise austrank, während sie auf und ab ging. Am meisten aber beschäftigten und unterhielten sie die Kinder, welche ebenfalls mit ihren Eltern oder Geschwistern auf und ab gingen. „Wäre es nicht gut für Marie, wenn wir einige kleine Spielgefährten für sie fänden?“ fragte der Graf eines Tages. Mariens Herz schlug rasch auf bei seinen Worten, allein es sank gleich darauf wieder: „Jawohl“, sagte die Gräfin ruhig und kalt, „ohne Zweifel; aber man müßte zuvor sicher sein, daß es Kinder sind, die nach denselben Grundsätzen erzogen werden, wie das unserige.“

„Kinder sind Kinder!“ sagte der Graf leise zwischen den Zähnen, und Marie mußte sehr lange über diese Worte nachdenken. Die Gräfin sagte nichts mehr, und die ganze Sache geriet in Vergessenheit. Marie war den ganzen Tag auf sich selber angewiesen, und sie konnte nun mehr denn je ihren Gedanken nachhängen. Die Sehnsucht nach Rosalinde kehrte wieder, dem einzigen Wesen, dem sie rückhaltlos alles mitteilen konnte, was ihr kleines Herz bewegte. Der Vater — ja, aber der war immer mit Mama, und war diese dabei, so war dem Kinde das übervolle Herz wie zugeschnürt.

Ja, der Vater hatte Recht gehabt: die Kleine hatte zu viel Herz. Wo sie es nur hergenommen hatte? Die Grafen von Rabened waren gutmütige, leichtlebige Menschen, herzensgut — aber tiefer, tragischer Empfindungen durchaus unfähig. Und erst gar die freierliche Familie von der Gleichen, was waren das alles für großartig angelegte Naturen — streng, fast asketisch-ernst, in früher Selbstbeherrschung erzogen. Und dieses eine kleine Mädchen, der Sproß eines so hervorragenden Geschlechtes, es hatte mehr törichte Wärme des Gefühls als die ganze Familie der von Gleichen zusammen; es liebte jeden, wer ihm auch in den Weg kam, zuerst seine Bonne, dann gar den — Kutscher, seine Blumen, seinen kleinen Hund, und zuletzt seine Puppe.

Es war eine schwere Aufgabe für die Gräfin, ein so merkwürdig anormales Wesen zu leiten, zu erziehen und zu hüten. Sie hatte eine richtige von der Gleichen aus ihrem Kinde machen wollen, und es wurde nicht einmal eine Rabened daraus. So einen Mißgriff hatte die Natur wohl noch niemals gemacht als damals, wo sie das kleine Ding mit dem großen, warmen Herzen in die von der Gleichen-Rabened'sche Familienwiege gelegt hatte. Der Erziehungsplan hatte ganz fertig gelegen neben den blauseligen Deckchen, den feinen, wollenen, blauen Strümpfchen und eben solchen Jäckchen und Schülchen der Kleinen Ausstattung — denn ein Sohn sollte es sein, das stand fest — nur nicht so sichtbar wie diese, aber viel fester, dauerhafter und unzerbrechbarer als sie. Doch alle Pläne der Gräfin, ihre Systeme wurden mit der Geburt des kleinen Mädchens zunichte, und von Jahr zu Jahr erwies es sich mehr, daß das Kind in allem das gerade Gegenteil der Mutter werden würde.

„Die Arme!“ pflegten die Bekannten der Gräfin zu sagen, wenn sie in ihrer stolzen, abweisenden Art ein kleines Eßchen des Schleiers lüftete, welches ihre große Enttäuschung barg — „die Arme!“

Und die Gräfin fing wirklich an, sich für sehr arm und bemitleidenswert zu halten, schloß sich noch fester in ihr Inneres ein und überwachte noch sorgfamer, noch ängstlicher eine jede Regung ihres Kindes.

„Ich muß sehen, ihm wenigstens spätere Enttäuschungen zu ersparen“, dachte sie. „Unerwiderte Gefühle, heftige

Neigungen sind das größte Unglück für ein Mädchen." Ja, wenn man der Blume verbieten könnte, zu blühen, dem Vogel sein klagendes Sehnsuchtslied hinauszusingen — dem Sturme, zu wehen, dem Blitz, zu zünden!

Marie ging noch immer vor den Eltern her. Plötzlich kam sie zurückgesprungen und zog den Vater leise an der Hand. "Papa, sieh dort!" sagte sie, und wies auf einen Mann, welcher inmitten einer Gruppe Kinder stand, die offen Mundes und mit weit aufgerissenen Augen an der Stange empor schauten, welche er in den Händen hielt. Oben an der Stange war ein Reif angebracht; an diesem hingen viele kleine schwarze und weiße Gestalten mit langen, buschigen Schwänzen, welche sich drehten und bei jeder Bewegung des Mannes auf und nieder hüpfen.

"Kleine Schensale!" sagte der Vater.

"Was ist da? Der Mann mit den kleinen Teufeln?" und die Gräfin wandte die Korgnette nach jener Seite.

Marie zog den Vater immer noch an der Hand, bis er, ihrer sanften Gewalt folgend, den Kopf zu ihr herabbog. "Papa, ich möchte so einen — so einen — kleinen Teufel haben."

"Du?" Und er sah ihr, ungläubig lachend, in das Gesicht. Sie nickte.

"Komm, Alfred, es ist Zeit, daß ich mein zweites Glas trinke!" sagte die Mutter.

Der Vater wandte sich zum Gehen. Sie schritten den gepflasterten Platz hinab, dem Tore zu, welches zu den Quellen führte.

"Papa, Papa!" Die Kleine war ganz außer Atem, so eilig war sie den Eltern nachgesprungen.

"Ein Versprechen muß man halten — nicht wahr?"

"Jawohl, kleine Tochter."

"Papa, du hast mir unterwegs versprochen, mir eine neue Puppe zu kaufen. Ich mag keine neue Puppe, Papa. Ich habe meine Rosalinde zu Hause; kaufe mir lieber so einen kleinen Teufel darüber bei dem Manne!"

"So einen kleinen Teufel? — Die sind ja ganz abschaulich, mein Kind!"

"Aber ich möchte so gerne einen haben, Papa."

"Absurd!" sagte die Gräfin nun ihrerseits.

"Der Mann geht fort, Papa — o, siehst du denn nicht? Er geht fort — und du hast es versprochen, Papa."

"Adelheid!" sagte der Graf gutmütig, "ich muß mein Wort lösen, — entschuldige mich auf einen Augenblick", und er ging, sein Töchterchen an der Hand, auf den Mann zu, der bereitwilligst stehen blieb und seinen Stab herabhielt, damit das kleine "Fräulein" wählen könne. Marie suchte aus und prüfte mit Kennerniemens, und wählte endlich ein weißes Exemplar.

"Danke, Papa!" sagte sie dann bloß; aber der Blick ihrer Augen war so strahlend und innig zugleich, daß der Graf ihn lange nicht vergessen konnte.

Die Gräfin hatte von Ferne dem Treiben der beiden unwillig zugeesehen und klopfte ungeduldig mit dem Schirmende auf ihren tadellos lackierten, schwarzen Saffianstuhl. Sie hustete nur ein wenig, als der Graf sie wieder einholte — doch sagte sie nichts, und schweigend nahm man den Spaziergang wieder auf. Da bot sich den Eltern plötzlich ein sonderbares Bild: Hinter dem Kiosk, welcher die Buden mit ihren bunten Glaswaren barg, in einer einsamen Ecke, wohin sich der Fuß der Spazierenden nur selten verirrt, war Marie stehen geblieben: sie drückte das kleine weiße Schensal an ihr Herz und gab ihm unter Liebeskosen die zärtlichsten Schmeicheleiworte.

"Da haben wir's!" sagte die Gräfin. "Das kommt davon!" Und sie wandte sich mit solchem Abscheu weg, als habe sie etwas Entsetzliches gesehen.

Der Graf lachte laut auf. "Die Idee ist kostbar!" sagte er. "Einen kleinen Teufel so zärtlich zu küssen und zu verhätscheln — das kann doch nur ein weibliches Gemüt. Es ist wirklich kostbar!" und er lachte aufs neue.

Die Gräfin maß ihn mit einem langen kalten Blick. "Ich hätte so etwas in meiner Jugend niemals getan!" sagte sie endlich.

"Nein, niemals!" beeilte er sich zu sagen. "Du warst stets korrekt, ruhig, gemessen, immer, wie es sich gehört."

Sie sah ihn erstaunt an. Aber in seiner Stimme klang auch kein Atom von Spott, und sie fuhr fort: "Aber warum hast du dem Kinde den Willen getan? Es war töricht, sehr töricht von dir."

"Mag sein!" Er zuckte die Achseln. "Ich mußte mein Wort lösen, Adelheid."

"Dein Wort? Unsinn! Marie!"

Sie wandte sich zum Gehen, die Kleine lief ihnen nach. Aber die Mutter bemerkte zu ihrem Unwillen, daß sie den ganzen Tag über fröhlicher, vergnügter und lebhafter war als seit langer Zeit.

"Papa, wie soll ich ihn nennen?"

"Wen?"

"Den — den — kleinen, weißen Mann hier."

"Ich meine, es wäre ein Teufel?"

"Ach, Papa, sage es, bitte, nicht! Ich denke gar nicht mehr daran, und ich glaube, er hat es selber schon fast vergessen."

Sie waren allein. Die Gräfin ging draußen vor dem Hause auf und ab; es war Zeit, sich zu Tisch anzukleiden, und sie konnte jeden Augenblick eintreten.

"Papa, wie soll ich ihn nennen?"

"Was weiß ich? Nenne ihn Eisbär?" sagte der Graf ein wenig ungeduldig, denn er war es nicht gewohnt, auf die Spiele der Kleinen einzugehen, und es machte ihn halb verlegen.

"Nein, das geht nicht!" sagte sie ernst, "denn siehst du, Papa, er ist eben doch kein Eisbär. Ach, Papa, du weißt gewiß etwas Schönes, Besonderes, und heute soll sein Namenstag sein." Die ganze Zeit über hatte sie seitwärts Blicke in den Garten geschickt — jetzt näherte sich draußen die Gräfin der Balkontüre. "O, bitte Papa, schnell, schnell — wie soll ich ihn nennen?"

"Was weiß ich?" wiederholte der Graf, ärgerlich lachend, dem durchaus nichts einfallen wollte, und der die Elle seines Töchterchens erriet. "Weißfisch — Buschschwanz — Grislegrops!" fügte er in seiner Verzweiflung hinzu, denn schon griff die Gräfin draußen an die Klinke.

"Es ist die höchste Zeit, Toilette zu machen", bemerkte sie, hereintretend. Die Kleine ging gehorsam in ihr Zimmer, zuvor sandte sie aber dem Vater noch einen dankbaren Blick zu. "Weißfisch, das geht nicht; Buschschwanz — ja, du hast einen buschigen Schwanz, mein armes, liebes Alterchen, aber wir wollen dich nicht immerfort daran erinnern, denn du wärest gewiß auch lieber ein rechter, richtiger Mensch wie wir, nicht wahr? Aber Grislegrops — das klingt hübsch und apart. Es ist zwar kein sehr schöner Name, aber ich fürchte, den kann man dir nicht geben, denn du bist selber nicht sehr schön, mein armes, gutes Alterchen. Wir wollen dich Grislegrops nennen, nicht wahr? Und am Nachmittag wird dein Namenstag gefeiert." Und bei "Grislegrops" blieb es.

Die Gräfin hörte einmal etwas davon und sagte: "Es ist Blödsinn, Alfred, und am liebsten nähme ich dem Kinde das dumme Spielzeug weg." Da widersetzte sich aber der Graf, vielleicht zum ersten Male seit ihrer Ehe, und erklärte, Grislegrops müsse bleiben, denn er als Pate fühle sich für das fernere Geschick desselben verantwortlich.

Die Gräfin machte ihre Augen weit auf, als sie diese ihr völlig neue Sprache hörte, und über ihr Gesicht lief ein Ausdruck, wie wenn sie die Köchin schalt, daß es im Hause nach der Küche rieche.

Marie mochte wohl ahnen, daß das Leben ihres Liebling an einem Faden gehangen hatte, denn Grislegrops wurde von ihr mehr denn je gehütet und gepflegt. Wie oft war er ihr Begleiter auf den Spaziergängen mit den Eltern, tief in das Kapuzchen ihres Mantels versteckt, oder in ihrer Kleidertasche, welche Annette auf ihr Bitten etwas geräumiger gemacht hatte. Wenn der Graf, der sich neuerdings mit seinem Kinde viel mehr neckte und mit ihm spielte, hierbei den kleinen buschigen Gesellen bemerkte, so verriet er ihn nicht, und die Gräfin erfuhr nie, daß er der unzertrennliche Spielgefährte ihres Kindes war.

Marie war so glücklich und heiter wie noch selten: ihr Papa war freundlich und gut zu ihr und ging sogar

Ernst ebenso verdächtig, wie der einer höheren „Idee“ mangelnde Verismus des deutschen Dramas, der in seinem Meisterstück in Hauptmanns „Die Weber“ über den Gedanken eines künstlerisch ebenfalls unfruchtbaren „Mitleids“ nicht hinauswuchs. Noch weniger glaubt er an die Entwicklungsfähigkeit der alten französisch-deutschen Romantik, die in der deutschen Neu-Romantik ihre Auferstehung suchte. So möchte er denn eine Neu-Klassik heraufbeschwören, die aber nun auf der breiteren Grundlage einer machtvollen deutschen Kultur sich zu unmittelbarer Wirkung, als sie das klassische Drama des 18. Jahrhunderts haben konnte, stark machen soll.

Bevor also sucht Ernst eine Höherentwicklung des Dramas in einer Richtung, die noch nicht eingeschlagen wurde, einer Richtung, die größtenteils den laufenden entgegentreibt. Und wenn Ernst einmal äußerte: „Für unseren Geschmack sind Männer wie Bertrand und Merimée eigentlich noch Klassiker, denn Klassizität ist ja eine Frage des Stils, nicht der Empfindung und des Sinnes“, und wenn man dann noch einmal die Titel seiner Dramen sich vergegenwärtigt, so sieht man, daß auch Ernst selbst offenbar dem Stil kühl gegenüber steht. Das empfindet das Theater eben so sehr wie das Publikum, das lieber sich mit einem Drama beschäftigt, dessen Erleben mit heißem Atem anweht, als mit einem Drama, das seinem Inhalt die Gedanken und die Form überordnet.

Wenn ich in „Ariadne auf Naxos“ die große Szene miterleben will, in der Ariadne und Theseus mit einander abrechnen, wie Nora und Helmer, so schleicht sich bei mir das Gefühl ein, einen glänzenden Advokaten zu hören, der bald die Partei Ariadne, bald die Partei Theseus vertritt, während ich im Puppenheim eine Schicksalswende miterlebe.

Sieht man aber Ernsts ehrliches, heißes Ringen nach einem hohen Ziel, einem Ziel, nach dem hin wir alle Pilger sind, so wird der Wunsch höchst eindringlich, daß sich das Theater eifriger bemühen möge, um Paul Ernst zu kämpfen, und lieber mit ihm einen heute noch vergeblichen Schritt wagen, als ihn beiseite stehen zu lassen und der Bühne und den Dichtern jenes gegenseitige Sichverstehen, jenes sich gegenseitige Befruchten zu wahren, aus dem allein dem Dichter wie der Bühne eine wahrhaft erfrischliche Höherentwicklung zu blühen vermag.

Möge deshalb Paul Ernsts fünfzigster Geburtstag den Theatern Anlaß geben, dem Problem, das Ernsts dramatisches Werk ihnen stellt, neu und gewinnbringend zu lösen.



Der Zirkusreiter.

Eine Arieaserlebnis von Karl Neurath, Mainz.

Von allen Landwehrlenten meiner Kompagnie war Heinrich Walldorf der seltsamste und der lustigste. Schon äußerlich stach er von den breitschulterigen, hochgewachsenen Hessenjöhnen gewaltig ab, die unter dichtem, blondem Haar mit blauen Augen treuherzig in die Welt sahen. Er war schmal, beinahe schwächling, hatte tiefschwarze Haare, gläserne Augen und einen ganz auffälligen, federnden Gang, der ungemein lächerlich wirkte. Und auch alles, was er tat und sagte, hatte etwas Komisches, so daß er vom ersten Augenblick an der Späsmacher der Kompagnie war und zugleich auch der beste Schütze. Da er nicht besonders gut zu Fuß war, sollte er zunächst in der Garnison bleiben, aber er bat so dringend, gleich mit hinaus zu dürfen, daß er als Radfahrer mitgenommen wurde. Hier bewährte er sich glänzend, und wenn er einmal gerade keinen besonderen Auftrag hatte, dann strampelte er neben der Kompagnie her, erzählte Witze, Anekdoten und Schnurren, machte auch einmal ein Kunststück auf dem Rad, und brachte selbst dann noch die Leute zum Lachen, wenn sie im glühendsten Sonnenbrand vierzig und mehr Kilometer hinter sich hatten. Da er jahrelang den Osten Frankreichs und auch Belgiens mit einem Zirkus bereist hatte, in dem er als Späsmacher, Kunstreiter, König aller Schützen usw. angestellt gewesen war, so kannte er die Gegend sehr genau und auch fast überall ein paar Leute, die ihn als le bel ami freundschaftlich begrüßten. Durch diese Bekanntschaften war es ihm möglich, mancherlei Aufträge, die für andere schwierig und

gefährlich gewesen wären, spielend zu erledigen, zumal er sich schon in der ersten Schlacht ein Roß erbeutet hatte, auf dem er siegesgewiß bis zur Marne zog.

Als der Stellungskrieg begann, warf Belami, wie er bald allgemein genannt wurde, einen Rückblick auf die vergangenen Wochen, aber nicht von der Warte seines berühmten Namensvetters Belamy, sondern aus der Verdrücktheit des Schützengrabens, aber bald hatte er seine gute Laune wiedergefunden und half mit seinem Witz, der manchmal sogar an Humor grenzte, übermütig über manche schwere Stunde hinweg, denn unaufhörlich „befunkten“ uns die Franzosen mit schweren Granaten. Glücklicherweise hatten sie eine Menge Blindgänger.

Seit etwa vierzehn Tagen mochten wir nun Ruhe gehabt haben, denn unsere Artillerie hatte sich vorzüglich eingeschossen und brachte den „Karo“, wie unsere Soldaten die französischen Batterie mit ihrem viertönigen, bellenden Salbenseuer nannten, stets rasch zum Schweigen; nun aber trommelten sie seit zwei Tagen wieder wie toll auf unsere Stellung, ohne daß es uns gelingen wäre, die neue Stellung zu fassen. Wir erhielten deshalb den Auftrag, Patrouillen vorzuschicken und aufzuklären. Das war keine leichte Aufgabe, und unter den zahlreichen Freiwilligen mußte deshalb scharfe Musterung gehalten werden, wenn das tollkühne Unternehmen, das hinter die französische Infanteriestellung führte, einigermaßen Aussicht auf Erfolg haben sollte.

Walldorf, der Zirkusreiter, der inzwischen Gefreiter geworden war, hatte sich als Erster gemeldet: „Wozu gäbs denn ein Eisern Kreuz, wenn ich's nit kriegen sollte!“ sagte er lachend.

Mit dem sinkenden Abend kletterten die Leute lautlos über die Grabenränder und verschwanden in der dunklen Nacht, die voll war von dem Donner der Geschütze und dem Heulen der Granaten.

In qualvoller Ungeduld vergingen uns die Stunden; unendlich langsam. Als der Tag dämmerte, kam eine Patrouille mit blutigen Köpfen unverrichteter Dinge zurück, etwas später kam die zweite und bald darnach stellten sich auch zwei Leute von Walldorfs Patrouille ein, aber der Gefreite fehlte. Nach den Aussagen der Leute hatte er sie an einer Waldecke zurückgelassen und war allein weitergegangen. Seiner Weisung gehorchend, hatten sie zehn Minuten gewartet und waren ihm dann gefolgt, aber trotz allen Suchens hatten sie außer einem toten Franzosen nichts mehr gesehen. Aber heftiges Gewehrfeuer war in den französischen Gräben aufgeschlagen und bald gewahrten sie starke feindliche Patrouillen, die ihnen den Rückweg abzuschneiden drohten. Da hatten sie sich zurückgezogen.

Das war eine üble Geschichte: die Patrouillen vergebens und der tüchtigste Gefreite gefangen oder gar tot. Es blieb uns nichts anderes übrig, wir mußten neue Patrouillen vorschicken, wenn sie auch am lichten Tag noch weniger Aussicht auf Erfolg hatten, obschon ein ziemlich dichter Nebel über dem Schlachtfeld lag.

Vorsichtig schoben sich die neuen Patrouillen vor, um in weitem Bogen den Wald anzugehen, der die gefährlichen Batterien verbarg. In tödlicher Spannung harrten wir und lauschten.

Da, gegen Mittag, als die Sonne den Nebel fast niedergelungen hatte, schlugen am linken Flügel unseres Grabens frohe Rufe auf, die rasch näher kamen und immer lauter anschwellen. Neugierig traten sie aus dem Unterstand heraus... und vor uns stand in Offizierskäppi und Mantel mit lachendem Gesicht der Gefreite Walldorf.

„Batterie gefunden!“ meldete er kurz und schlug flürend die Hacken zusammen. „Außerdem scheinen wichtige Papiere in dieser Tasche zu sein.“

Er überreichte dem Kompagnieführer eine Satteltasche, die dieser in fliegender Hast musterte.

„Sie sind ja ein Prachtkerl!“ stieß er hervor und stürzte an den Fernsprecher, um die Meldung zu machen. Gleich darnach schickte er die Satteltasche ab.

„Nun erzählen Sie, Walldorf! Wo haben Sie gesteckt, wo haben Sie die Satteltasche her?“

Und Walldorf erzählte, und erzählte nicht anders, als ob es sich um eine harmlose Schnurre handelte.

An der Waldecke hatte ich meine Kameraden zurückgelassen und pürschte mich vorsichtig an die Drahtverhaue heran. Ich war vielleicht tausend Meter vorwärts gekommen, als ich in einiger Entfernung einen dunklen Fleck gewahrte und daneben einen leuchtenden Schein. Langsam schiebe ich mich heran, und finde einen toten Franzosen, der eine Radiumuhr an dem Handgelenk trägt. So ein Ding hatte ich mir schon lang gewünscht und ich nahm sie deshalb vergnügt ab, um sie selbst anzuziehen. Da nun wieder ein Waldstück kam, ging ich aufrecht weiter und freute mich an der schönen Uhr. Plötzlich — es war grad zehn Minuten nach 8 — weicht der Boden unter meinen Füßen und ich stürze in eine Grube, wie ein nasser Sack. Rasch wollte ich wieder auf, aber da waren schon ein paar Rothosen über mir her und rangen mich nieder.

„Da hast du die Bescherung!“ dachte ich und streckte alle Viere von mir, aber als ich merkte, daß sie mir nicht ans Leben wollten, sagte ich ihnen in tadellosem Französisch: Guten Abend! und ließ mir einen Schluck Wein geben. Lachend willfahrten sie meinem Wunsch und brachten mich dann nach ihrem Graben, wo ich von einem Offizier ausgefragt wurde. Ich log das Blaue vom Himmel herunter, aber er schien sehr zufrieden, denn er schenkte mir ein paar Zigaretten, ehe ich weiter abgeführt wurde. Ich wurde nun nach einer Batteriestellung geführt, offenbar die, die wir aufspüren sollten, denn sonst fiel im ganzen Umkreis kein Kanonenschuß, und von einem Offizier verhört, der rauchend und schreibend in einem etwa 200 Meter vor der Batterie gelegenen Unterstand saß. Nachdem er mich nach allem Möglichen gefragt hatte, nahm er mir meine Sachen ab, mein Messer, meinen Kompaß, meinen Brustbeutel und sogar meine schöne Uhr, die ich kaum erst gefunden hatte. Ruhig, als ob sich das so gehörte, schob er alles in seine Satteltasche, die neben ihm an einem Balken hing, legte eine Pistole neben sich und befahl mir dann, mich auf einem Strohbündel schlafen zu legen. Ich werde noch von einem anderen Offizier vernommen werden.

Da lag ich nun wie ein Daniel in der Löwengrube und ärgerte mich über meine Dummheit. Und ein klein wenig mehr Vorsicht und ich wäre noch ein freier Mann gewesen. Ich hätte mich tot ärgern können.

Ueber mir in der Satteltasche tickte die Uhr; ich hörte sie ganz deutlich, wenn das Feuer der Geschütze einen Augenblick schwieg, und jedesmal, wenn ich das Ticken hörte, gabs mir einen Stich in das Herz, daß ich die schöne Uhr eingebüßt hatte. Ich wollte mich auf andere Gedanken bringen, aber so oft ich es auch versuchte; immer wieder schlug mir das Ticken ans Ohr und ich mußte denken: Da oben, da hängt sie! Und immer wieder: Da oben, da hängt sie.

Ich überlegte, wie ich sie wieder bekommen könne, aber alle Mühe schien vergeblich; der Offizier verließ keinen Augenblick den Raum, verwandte nicht einmal den Rücken.

Ich wollte an die Patrouille denken, an den mißglückten Auftrag. Zwar sitzt du jetzt ganz schön bei der Batterie, dachte ich, aber leider kannst du keine Meldung mehr machen. . . Und dann wieder: Da oben hängt sie! Da oben hängt sie!

Wenn die da drüben wüßten, daß ich hier dicht bei der gesuchten Batterie säße. . . Aber wieder: Da oben hängt sie. . .

Es war fast wie eine fixe Idee: Da oben hängt sie. . . Ich kam gar nicht mehr davon los. O, ich hätte den Kerl, der sie mir abgenommen hatte, umbringen können. . .

Da durchfuhr mich blitzschnell der Gedanke: „Ei, es ist ja Krieg! Das ist ja ein Feind.“ Und eh' ich noch ausgedacht hatte, war er mir in die Hand gefahren, und ich hatte den Offizier mit einem Lattenstück zu Boden geschlagen. Ich rasch seinen Mantel um, sein Käppi auf, die Satteltasche in die Hand und zum Unterstand hinaus. Der Nebel kam mir zu statten. . . ich kam ungefehen bis an die Schützengräben. Hinter einem Busch kauerte ich mich nieder, durchsuchte die Satteltasche, nahm lächelnd die

schöne Uhr heraus, zog sie wieder an, nahm dann meine anderen Sachen an mich und wartete dann ruhig. Als das Essen ausgegeben wurde und alle nach der Feldküche strömten, ging ich fest vorwärts, fragte einen „Dionisien“, ob vorn noch vorgeschobene Posten säßen, und ging, als er verneinte, ruhig weiter, ohne daß er Verdacht schöpfte. Als ich in eine Mulde kam, zog ich rasch wieder meinen Helmbezug auf den Kopf und lies, hast du, was kannst du, auf die deutschen Gräben zu. So kam ich her, und nun bin ich da und bleib ich da, denn meine Uhr hab ich ja wieder und die Batterie dazu. Mehr kann man an einem Tag nicht verlangen.“

Ein paar Tage später, die französische Batterie war schon weggeblasen, wurde Walldorf mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er hieß von diesem Tag an aber nicht mehr bel ami, sondern „Da-oben-hängt-sie“ . . . und bald nur noch Hängt-sie.

Inzwischen hat Hängt-sie auch die hessische Tapferkeitsmedaille erhalten, durch einen ähnlichen Streich. Wie das zugegangen ist, werde ich ein andermal erzählen.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Sonntagsgedanken.

Sonnenkringeln tanzen auf der Dorfstraße. Das Bataillon zieht mit klingendem Spiel von den Gräben ins Dorf zur Ruh'. Hurtig sind die Wehrmänner ledig der Wehr und Waffen und reden wohlja die alten Knochen. Ueber die bärtigen Gesichter blickt ein kleines Lächeln — Samstag heute. Der Marktelender hat reiche Arbeit — die Bayern liegen — Der Feldkessel klappern und weiten sich die Augen und glühen die Wangen beim labenden Trunk. — Nur einer steht abseits und nehmst an seinem dünnen Brustbeutelchen, er schüttet den ganzen Reichtum in die raube, abgeraderte Hand, fünf Markzetteln sind's und drei Zehnernüdel, die eben empfangene Bezahlung. Die kleine Münze steckt er wieder in den Beutel zurück. Und wenige Minuten darauf vermacht er seinen ganzen Schatz in ungelenten Buchstaben auf einer Feldpostanweisung seinen Lieben, einem braven Weib und sechs kleinen Mäulern. „Die haufen weit hinterm Wald, wo die Nachbarn schon böhmisch reden.“ — Langsam bewegte er sich zwischen den elenden Häusern zum Dorfbrunnen, der kühle Quell tropfte an seinem mächtigen Bari. Dann lehnte er so ganz ohne Pose am steinernen Brunnenstod und aß sein trockn Brot. Und jeder, der vorüberging, konnte von den klaren Augen dieses selbststarken Werkeltagsmenschen lesen: „Ich lasse mich nicht trüben, o Schicksal, ich werde mein hartes Brot ebenso stolz essen wie Fabricius, der Diktator, seine Rüben: ich werde meine Armut tragen wie Könige ihr Diadem, ich werde wie ein Baum sein, der weiterblüht, wenn du auch mit der Art an mich gehst.“

Und alles an diesem Menschen war so wunderbar zufrieden, so ganz selbstverständlich; und doch ward es mir wie ein Weibeseckel als ich die harten Hände in den meinen hielt, eine frohe Botschaft, wie er so vaterlich mir die Buschelsköpfe seiner Ruben zeichnete. Und wie er an jedem schwarzgeräucherten Balken seiner windschiefen Hürbe hing, wie rührend-treu er von seinem Weibe sprach! Freilich, da hinten im vergessenen Wald, wo der Euklatisch kniehoch wuchert, da gibt es noch Werkstätten der Seelen ohne hölzerne Regale von Philosophie, Kunst und Moral. Da gibt es noch einfache Menschen, die uns aus allem Kampf und Streben, aus allen Genüssen und Leiden hinführen in stille Winkel, in denen des Lebens Bogen verebben und ein erlösender Frieden zu heimlicher Rast ladet. Da hinten im Wald, wo blutrote Büschel Weiderösschen ins Fenster lugen, klagt so herrgottstreu im Morgen- und Abendwind: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“ Da schreitet noch der Weiland selbst zu heiligen. Und der Herrgott trägt hier nicht allein die heilende Last, der Vater ist nicht einer von jenen, die sich mit geschlossenen Augen dem Strom des Lebens überlassen, ohne sich zu beunruhigen, wo sie landen würden. „Wer viel Menschlichkeit übrig hat, verachtet nicht in der Dürre.“ Der da abseits am Wege steht, ist schon der Erstling eines neuen Adels, das Symbol „eines Glückes, das bisher der Mensch nicht kannte.“ Klaus Giller.

Kriegsschock im Vorstücken der Heimat.

Im ländlichen Wirtshaus sitzt mir ein Feldarbeiter gegenüber. Auf meinen Gruß nickt und lächelt er freundlich, aber er spricht nicht. Sein Aussehen ist blühend; ein frisches Bärtchen lockt aufgewirbelt. Er trinkt nicht; Bier wie die anderen, er läßt sich eine große Tasse heißer Milch bringen. Man merkt, daß er sie vorsichtig löffelweis zum Munde führt. Lange löst er daran. Die Wirtin gibt ihm ein muntres Scherzwort von „Kindern, großen, grauen, die jetzt auch Milch trinken“. Da beginnt er. Bei einer Sprengung war's, daß er gänzlich verschüttet wurde. Mit zersprungenem Oberkiefer saßen sie ihn ans Tageslicht. Zwölf gesunde Zähne hat er eingebüßt. Bis vor kurzem floß noch immer Eiter. Doch wird's jetzt gut. Nichts Besseres kann er genießen, nur Flüssiges, Milch und dergleichen. „Komme mir vor wie ein Kind, fehlt nur die „Nuddi“ (Saugflasche). Und das wäre noch nicht das Ärgste. Aber das Sprechen. Ruht lassen wie einer, der den „Jungenschlag“ hat. Daß' nie geglaubt, daß es so was Wichtiges ist um diese Hackmaschine da drinnen. Aber der Krieg macht einen auch in solchen Dingen einsichtig.“

Samstagabend an einem Wintertage. Vier größere und zwei kleinere Kinder harren an den Schranken des ländlichen Bahnhofes. Ein rauher Nordost weht über die Hüben. Die Kinder trippeln frierend umher, reiben sich Ohren und Händchen, aber sie harren aus; denn sie erwarten den Vater aus der Garnisonstadt, weil er jeden Samstagabend Urlaub auf einen Tag bekommt. Die beiden Kleinsten haben rote Näschchen, sie wollen allmählich zu weinen beginnen. Da sagt der Älteste zu der größeren Schwester: „Geh mit den Kleinen in den Wartesaal! Wir kommen nicht hinein zu euch“, setzt er selbstbewußt hinzu. Und die Huben warten ruhig ab bis der Zug zwischen den verschneiten Tannen sichtbar wird. Der Älteste hat den Vater gleich erkannt und nimmt ihn über die Schranke hinweg das Päckchen ab. Mittlerweile sind auch die Mädchen aus dem Wartesaale herbeigeeilt. Der Vater nimmt die Kleinsten eins links, eins rechts auf den Arm, die anderen gehen im Gänsemarsch seinen Fuhrspuren im hohen Schnee nach, aber der Älteste hat den Säbelgurt des Vaters ergriffen und geht stolz neben dem Krieger bis zum väterlichen Hause.

Eine Stunde auf Korfu.

Vor Kriegsausbruch kam jeden Donnerstag vormittag ein Dampfer des Oesterreichischen Lloyd nach Korfu. Das war für die kleine Insel, die sonst nur wenig und unregelmäßig mit der Außenwelt in Verbindung kam, ein großes Ereignis. Der Dampfer blieb etwa eine Stunde bis zur Weiterreise nach Athen und Konstantinopel im Hafen liegen. Seichter Meeresgrund und zahlreiche Klippen lassen die Schiffe nicht bis an den Kai heran, sodaß die an Land gehenden Reisenden ausgebootet werden müssen. Bei der Wahl des Bootes hat man in der Regel wenig zu sagen oder zu bestimmen! Gewöhnlich wird man von irgend einem der Eingeborenen, die in großer Menge unter lautem Geschrei den Dampfer schnell erklettert haben, mit drolliger Eindringlichkeit aenötigt, einen bestimmten Kahn zu nehmen, in dem man oft zu seinem, meist unbeachtlichen Erstaunen auch schon sein eigenes Gepäck von Ferne liegen sieht! Bronzefarbene hochgewachsene Männer mit glühenden Augen, in malerisch bunter Tracht bieten Körbe mit Landestrichtern feil. Dazwischen tönen geschäftsmäßig die Stimmen der Hotelausrücker, die ihre Gäste mit eigenen Kähnen erwarten und abholen. Die Ausbootung mit dem in Süden süßlichen Trinkgelderstreit ist überstanden! Das kleine Zollhaus — hart am Kai — ist von Händlern und halbnackten Kindern dicht und bunt umlagert. Während die Kinder nur Neugier bezeugen, verfolgen und begleiten einen die Händler schonungslos, bis man sich mit irgend einem Gegenstand — meistens mit einem zierlich gearbeiteten roten Schuh oder einem kunstvoll geschnittenen Spazierstock, der den Namen „Kerkyra“ trägt, versehen hat.

Bis zur Abfahrt des Dampfers haben wir fast noch eine ganze Stunde, so benutzen wir die Gelegenheit zu einer Wagenfahrt. Die kleine, orientalistisch anmutende Stadt ist fast menschenleer. Grell und scharf hebt sich die gelbe Zitadelle von dem tiefblauen klammernden Himmel ab. Wir fahren durch enge, holprige Straßen, die Häuser sind meist verwahrloht und kleben baufällig aneinander. Unerträgliche Hitze brütet über den dumpfen Gassen; langsam, mit gesenkten Köpfen ziehen einige Bienen die Hüften entlang; anscheinend haben sie gelben Augen und kaum behaarten Schwänzen schleichen über den Weg. Die letzten ärmlichen, kaum manns-hohen Hüften verlieren sich in dem nun beginnenden Oliven-hain, der sich über die ganze Insel mit wenigen Unterbrechungen erstreckt. Auch hier — wie in der Stadt — stehende Hübe. Unten am Meer steht auf einem künstlichen Damm ein

kleines weißes Kloster, von dem eine zierliche lange Brücke zu einer dunkeln Insel führt. Das ist die Käufinsel — das Motiv zu Böcklins Toteninsel! Dann geht es vorbei an „Mon repos“, dem Schloße des Königs von Griechenland. Nur wenig ist von dem ockerfarbenen Schloß mit den düstergelben Wänden zu sehen; dicke Fingerringe verdecken es mit ihren fast schwarzen Zweigen. An einer Straßenbiegung liegt mit einem Male frei und flach die Insel vor uns. Tiefblau schließt sich das Meer in weiten Buchten in das jäh abfallende Ufer, dessen rotgelbe Felsen sich in wunderbaren Farben im Wasser spiegeln. Hinter dem Dorfe Galturi erhebt sich frei, mächtig und weiß das „Achilleion“. Weit hin sichtbar ist die Kolossalstatue des sterbenden Achilles. Der im Renaissancestil erbaute Palast ist geschlossen. Zierliche Marmorstatuen, Reliefs und Plakette wechseln mit Malereien klassischer Stile. An den schönsten Plätzen in dem wolkenbeglänzten und künstlich angelegten Park stehen Marmorbänke. Leichter Wind weht vom Meer herüber. Da dröhnt die Sirene des Dampfers, die baldige Abreise verkündend, in die Stille herüber. In schneller Fahrt führt uns der Wagen zurück zum Kai.

Hans Reichel.



Luftige Ecke.

„Anna,“ fragte die Hausfrau argwöhnisch, „haben Sie diesen Fisch vor dem Braten sorgfältig gewaschen?“ — „Aber, anä' Frau!“ versetzte Anna. „Was für einen Zweck hat es, einen Fisch zu waschen, der all sein Lebtag im Wasser gewesen ist?“

„Wo ist das tote Meer?“ fragte der Lehrer. — „Ich weiß nicht,“ sagte der Schüler. — „Du weißt nicht, wo das tote Meer ist?“ — „Nein,“ herr Lehrer. „Ich wollte nicht mal, daß eins krank war.“

Mehrere Junggefallen unterhielten sich über die hässlichen Leiden eines gemeinsamen Freundes. „Ja,“ sagte der eine, „er hat eine schlimme Zeit mit seiner Frau. Man sagt, daß sie sich stetig zanken.“ — „Das geschieht ihm recht,“ sprach ein anderer gefühlvoll. „Der unvernünftige Mensch hat sie geheiratet, nachdem er nur acht Jahre um sie gekreist hatte. Als ich freite, habe ich zwanzig Jahre gekreist.“ — „Und wie ist das Ergebnis gewesen?“ forschte ein in dem Kreise Fremder. — „Das will ich Ihnen sagen. Ich habe zwanzig Jahre gekreist, und in der Zeit habe ich keinen gelernt, wie die Weiber sind, und habe daher überhaupt nicht geheiratet.“

„Was ist Ihre Beschäftigung?“ fragte ein Mann den anderen im Eisenbahnzuge. — „Ich arbeite für diese Bahn, antwortete der andere. — „Was ist denn Ihre Arbeit?“ — „Verkaufen Sie Zeitungen?“ — „Das gerade nicht. Sie kennen doch den Mann, der den Zug entlang geht und mit einem Hammer an die Räder klopft, um zu sehen, ob alles in Ordnung ist? Dem helfe ich hordchen.“

„Ihnen fehlt dasselbe wie Herrn Fischer,“ sagte der Arzt. „Er machte sich Kummer und bekam nervöse Störungen. Er sorgte sich zu Tode wegen seiner Krämerrechnung. Jetzt ist er geheilt.“ — „Und wie haben Sie ihn geheilt?“ fragte der Patient. — „Ich sagte ihm, er solle das Sorgen sein lassen, und das hat er getan,“ versetzte der Doktor. — „Ich weiß,“ war die betrieblige Entgegnung. „Ich weiß, daß er's getan hat. Aber ich bin kein Krämer.“

Der reiche alte Onkel, auf den man große Hoffnungen setzte, besuchte seine Nichte, die ihm erzählt hatte, wie gern sein Valentin zur Schule gehe, und wie gut es mit seinen Kenntnissen vorankomme. „Nun, Karlchen,“ sagte der Onkel jovial, als der kleine Bürsche nach Hause kam, „was machst du denn den ganzen Tag in der Schule?“ — Karlchen dachte nach. „O,“ entgegnete er mit ernster Miene, „meistens warte ich, bis es Zeit ist, nach Hause zu gehen.“

„Heh, Schaffner!“ schrie der Reisende in einem Zuge der Südtiroler, „das war meine Station! Warum hat der Zug da nicht gehalten?“ — „Wir halten da nicht mehr,“ sagte der Schaffner. „Der Lokomotivführer hat sich mit dem Stationsvorsteher erkundigt.“

„Was!“ rief der Automobilist aus, der einem Bauer über die Bebe gefahren war, „Sie verlangen hundert Mark für einen zerquetschten Fuß? Unfinn! Ich bin kein Millionär.“ — „Vielleicht nicht,“ meinte der Bauer, „und ich bin kein Tausendfuß.“